

HANS PETER KELLER  
Hilde Domin: Ich will dich

Neue Deutsche Hefte 129/1979

hier nach:

v. Wagenheim (Hg.): *Vokabular der  
Erinnerungen*. Frankfurt 1998, S. 67ff.

Der Satz von Lope de Vega, den Hilde Domin 1959 ihrem ersten Gedichtband ›Nur eine Rose als Stütze‹ als Motto vorangestellt hat, lautet, ins Deutsche übersetzt: »Verlorene Schritte tu ich / auf Erden, denn alles ist Luft.« Im selben Band heißt es dann: »Ich setzte den Fuß in die Luft, / und sie trug.« Diese intime Korrespondenz spiegelt das Grundverhalten der Autorin, ihr Verhalten im Vertrauen, ihr Anhalten in einem wagemutigen, grenzenüberspielenden Dennoch. Es ist ein Schattenspiel, ein ernstes, toderntes Spiel mit dem eigenen Schatten, das aus den tragischen Paradoxien seiner Geschichte seine so flüchtigen wie glaubwürdigen Umrisse zieht. Das hat sich in den folgenden Bänden sozusagen von Szene zu Szene entschiedener artikuliert. Die Erfahrungen dieses von den Brandmalen der Epoche gezeichneten Temperaments – Emigration, Reemigration – zeigen durch alles Persönliche hindurch die Grundmuster unsres Daseins auf. In der Fassung der Verse, die – mit oft tänzerischer Leichtigkeit zu der schwierigen Einfachheit der Formel tendieren, erweisen sie sich als Paradigmen: Spiegelscherben, in denen sich das zeitgenössische Existenzbewußtsein mit dem Problembündel seiner gesellschaftlichen Bedingtheiten bricht. Spiegelscherben – das will andeuten, daß man es hier keinesfalls mit glänzenden, flott polierten Hypothesen zu tun hat. Das Verhalten im Vertrauen, das Anhalten im Dennoch enthält nichts von schöner Utopie. Welche Fata Morgana, was für ein billiger (und also unbilliger) Glaubensartikel könnte schon in so erlittenem Kontext zu Wort kommen. Hilde Domin's Selbst- und Weltverständnis stellt harsche Imperative ins Licht. Selbst wo ein Imperativ zum Infinitiv geschmeidigt, ja buchstäblich »temperiert« wird (was in den späteren Gedichten öfters der Fall ist), der Anspruch im Zuspruch bleibt deutlich. Permanente Herausforderung. Das Programm unbeirrbarer, unbestechlicher Moralität.

In dem neuen Band ›Ich will dich‹, der zweiundzwanzig teils längere Texte enthält, scheint nun jene Leichtigkeit, die in ihren tänzeri-

schen Wiederholungszwängen auf ein allgemein verbindliches Kürzel zu kommen sucht, an unvermuteten Schwergewichten zu hängen. In der Tat, sie hat es jetzt schwer, die Dominsche Leichtigkeit, ihre Schrittfiguren sind langsamer, sie stocken, treten auf der Stelle, ein mitunter atembeklemmendes Retardando (das sich zugleich als Stakkato gibt) bestimmt den Ablauf der Zeilen. Der kurz abgestoßene Vortrag der Worte und Sätze, die schärferen Versbrüche bezeugen – sechs Jahre nach dem vorigen Band – einen Klimawechsel in der Poesie der Autorin, einen Wettersturz, der schließlich nichts anderes ist als die ausdrückliche Antwort auf den gesellschaftlichen und politischen Prozeß in diesen Jahren.

»Freiheit / ich will dich / aufrauen mit Schmirgelpapier / du geleckte / (die ich meine / meine / unsere / Freiheit von und zu) / Modefratz / / du wirst gelect / mit Zungenspitzen / bis du ganz rund bist / Kugel / auf allen Tüchern / Freiheit Wort / das ich aufrauen will / ich will dich mit Glassplintern spicken / daß man dich schwer auf die Zunge nimmt / und du niemandes Ball bist« ...

Nichts kann so schwer sein, wie leicht zu sein. Nichts, das »befremdender« ins Verstehen dringt als das sogenannte Selbstverständliche. Schließlich muß sich die Frage nach der Wahrheit auf die Erörterung der Wahrhaftigkeit beschränken. Aber die Wahrhaftigkeit vermag Entsprechungen herzustellen, an denen, wie die tiefsinnige Redensart sagt, »etwas Wahres dran ist«. Zu diesen fatalen Binsenweisheiten liefern die neuen Gedichte exemplarische Lektionen – Lektionen, die in ihrer lakonischen Strenge gleichwohl überlaufen von zeitgeschichtlichen Inhalten, welche ihrerseits wiederum Erfahrungsmodelle der stigmatisierten Existenz überhaupt mobil machen. Stücke wie ›Abel steh auf‹, ›Ecce homo‹, ›Filter‹, ›Graue Zeiten‹ gehörten in die Lesebücher aller Oberstufen. Zum Auswendig-Lernen!

Die verworrene Akustik, in der die Wahrnehmungen heutzutage stattfinden, fordert unsrer Zeugin ein beachtliches Mehr an Stimm- aufwand ab, eine weiter ausholende Sprachkurve, ein Wiederholen, das zum Trick der Monotonie, des Litaneihaften greift (»stopfe / mit unermüdlicher / mit nie ermüdender Hand / rufe / mit nie ermüdendem Atem / die nie ermüdenden Hände« – oder »Menschen wie wir wir unter ihnen« ...). Das Gedicht wird lauter, gelegentlich macht es Lärm, schlägt Alarm – »damit es anders anfängt / zwischen uns allen«. Einigemal geht es ins Rhetorische, wirkt heiser (›Abschaffung

des Befehlsnotstands: Perspektive«, die dritte der ›Drei Arten Gedichte aufzuschreiben‹). Überanstrengt wie das Feststellen ist eben an solchen Stellen auch das Vorstellen und Darstellen.

Doch derlei Schlenker werden schnell überholt von dem großartigen Atem, der diese Dichtung beseelt. Der Band ›Ich will dich‹ gibt zwischen dem Anachronismus einer esoterisch-monologischen Ich-Poesie und den lettristischen Ausflüchten einerseits und dem zu flachen Engagement der »aktuellen« Agitprop-Verskunst andererseits taktischer den Einsatz an, nach dem Lyrik in unserer Zeit zu intonieren möglich ist.

1970